

© Reinhard Sieder. Neu bearbeitete Fassung eines Vortrags, gehalten am 19. September 2009 auf dem 5. Hessischen Psychotherapeutentag „Sehnsucht Familie in der Postmoderne“, Frankfurt am Main. In anderer und kürzerer Form publiziert in: Jürgen Hardt u.a. Hg., Sehnsucht Familie in der Postmoderne. Eltern und Kinder in Therapie heute, Göttingen 2010, 45-72.

Reinhard Sieder

Familienmythos und romantische Liebe in *der condition postmoderne*

Mythen und wissenschaftliche Begriffe sind voneinander nicht so weit entfernt, wie wir, die Spätmodernen, gerne glauben möchten. Auch Begriffe der sozialwissenschaftlichen Familienforschung sind teilweise mythisch aufgeladen. Mit Jacques Lacan gilt auch hier: Das Reale ist vom Imaginären durchdrungen, sobald es bezeichnet wird. Alles hängt davon ab, wer mit welchen Interessen, Hoffnungen und Kenntnissen über Familie spricht und Wünsche oder Forderungen an sie richtet. Die christlichen Kirchen, die jüdischen, muslimischen und buddhistischen Gemeinschaften, die Regierungspolitik und die Humanwissenschaften erklären die Familie zum Anfang und zur Pflegestation allen Lebens. Viele Menschen verbinden damit die vielleicht primordiale Hoffnung auf ein totales Zuhause, in dem

jede Entfremdung aufgehoben ist. Die nicht erst in letzter Zeit brüchige Triade von Vater, Mutter und (leiblichem) Kind wird von der Vorstellung ihrer natürlichen, unaufhebbaren Zusammengehörigkeit umhüllt. Der Mythos benutzt sinnliche Metaphern wie die vom eigenen Fleisch und Blut oder vom gemeinsamen Dach. Obwohl Ehe und Elternschaft in den sozialen Klassen und in verschiedenen Zivilisationen der Welt, und auch im Lauf der Geschichte höchst vielfältig gestaltet und erfahren werden, zeichnet der Mythos ein zeit- und ortloses Bild. Er hebt die Geschichte auf und suggeriert, die Familie sei universal, ewig, heilig. Wer das nicht respektiere, versünde sich.

*

Der Familienmythos und das westchristliche Patriarchat haben auf die politisch-ökonomische Regulation der Reproduktion der Gesellschaft erheblichen Einfluss. Allerdings treten dem Mythos in der Hohen und Späten Moderne humanwissenschaftliche Thesen und Analysen gegenüber, ab Mitte der 1970er Jahre auch eine explizit anti-patriarchale, oft auch familienskeptische, feministische Wissenschaft.

Seit den 1970er Jahren werden konträre Strategien zur Überwindung des Patriarchats römisch-christlicher Prägung entworfen und ausprobiert: die etwas übereilte und wohl auch aus inhaltlichen Gründen problematische *Verabschiedung der Männer* aus dem Familienleben, aber auch die konträre Strategie der *Integration des Mannes* in das Paar-, Ehe- und Familienleben als „Partner“, „Miterzieher“, „neuer Vater“ oder „väterlicher Freund“ des nicht-leiblichen Kindes (Sieder 2000, 2008). Dieser

Befund zweier konträrer Lösungsversuche deutet darauf hin, dass der Verhandlungs- und Gestaltungsdruck, dem sich Frauen und Männer in ihrem privaten Leben ausgesetzt sehen, in der fordistischen Produktionsweise ab den 1920er Jahren deutlich zunimmt; auch in der postfordistischen Phase ab den 1980ern kommt diese Dynamik nicht zum Erliegen. Ohne Zweifel zählen die Paarbeziehungen und die Eltern-Kinder-Beziehungen zu den ausgeprägt *antagonistischen* sozialen Systemen der Hoch- und der Spätmoderne. In demokratischen Gesellschafts- und Staatsformen sind sie daher ein *political issue* ersten Ranges.

Frauen und Männer erheben – einer fordistischen Maxime folgend – den Anspruch auf ein gutes oder ‚erfülltes‘ Sexualleben. Auch wenn sich die romantisch-erotische Liebe des Paares sehr oft in eine weniger aufgeregte Gefährten- oder Partnerliebe verwandelt, sollen die kostbarsten Elemente der romantischen Liebe erhalten bleiben: Erotik und Sex. Aber viele Paare vermögen sich diesen Wunsch trotz ihrer Bemühungen und sexualtherapeutischer Hilfe nicht zu erfüllen, zumal sich die Dauer eines potenziellen Zusammenlebens seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts erheblich verlängert hat. Nicht für den Honeymoon, nicht für die ersten Jahre der Beziehung und nicht für heimliche Affären, aber als Fundament einer sehr langen Ehe oder Lebenspartnerschaft ist das Modell der romantischen Liebe in Zweifel geraten. Um die Debatte führen zu können, mag eine historische Re-Konstruktion der Veränderungen des Konzepts der Partnerliebe in der westlichen Moderne nützlich sein.

Weder das Modell der „leidenschaftlichen“ und „galanten Liebe“ des westeuropäischen Adels im 17. Jahrhundert (Luhmann

1983), noch das Konzept der „romantischen Liebe“ der Bürgerinnen und Bürger im 18. und 19. Jahrhundert fügen sich bruchlos in den zivilisatorischen Prozess, den die Gesellschaften der westlichen Moderne durchlaufen. Die Kernsignatur dieser modernen Zivilisation ist das Anwachsen der Zweckrationalität und die zunehmende Geltung des wissenschaftlichen und technischen Wissens in nahezu allen Lebensbereichen und in der Regierungspolitik. An die Stelle von Affekten, Gewohnheiten und Traditionen tritt der reflektierte, geplante, diskursiv verhandelte und öffentlich verkündete Zweck (Weber 1921/1972, Elias 1976). Freilich behält auch die zunehmend zweckrationale Gesellschaft Nischen der Ekstase, der Verschwendung, der Unvernunft und der sexuellen Überschreitung (Transgression). Aber ausgerechnet das kulturell und wirtschaftlich hegemonial werdende Stadtbürgertum tritt dazu mit missionarischem Eifer in Distanz.

Disziplinierung erfasst nicht nur die Arbeitsverhältnisse, sondern auch das Erleben, Fühlen und Denken der Frauen und Männer in ihren intimen Beziehungen, ja sie bringt diese Beziehungen erst hervor. Frauen und Männer lernen ihre Affekte zu regulieren, Übertretungen zu beichten und sich Tag für Tag im Namen der Familie und der eigenen Kinder um die bestmögliche Leistung im Beruf, im Geschäft, in der Wissenschaft, im Amt, im Haushalt, in der Freizeit zu bemühen. Das städtische Bürgertum erlangt darüber nicht weniger als *kulturelle* Hegemonie.

Der Prozess der Zivilisation und in ihm die stetig intensivierte und erweiterte Verschulung (Scholarisierung) integrieren die sozialen Klassen und unterscheiden sie zugleich voneinander.

Dass auch Arbeiterinnen und Arbeiter, Angestellte der Industrie, des Gewerbes und des Handels, kleine Beamte und Bedienstete zu passablen Wohnungen, und somit auch zu einem Paar- und Familienleben und zu einer verantwortlichen Elternschaft nach bürgerlichem Vorbild gelangen, wäre ohne die Mission der philanthropischen Elite des Bürgertums und die sozialdemokratische Kommunal- und Sozialpolitik des 20. Jahrhunderts nicht möglich gewesen. Nur in ihrer Kooperation gelingt es, einen wachsenden Teil der Unterklasse und den kleinbürgerlichen Teil der alten Mittelklasse in die kapitalistische Gesellschaft zu integrieren: als lohnabhängige Produzenten und bald auch als Konsumenten, als Staats-, Stadt- und Gemeindeglieder.

So entsteht, was wir seit Antonio Gramscis hellstichtiger Beobachtung (1934/1999) die *Fordistische Produktionsweise* nennen. Ein Effekt ist die weitere „Entzauberung der Welt“ im Sinne Max Webers: Planung und Kontrolle, technisches und humanwissenschaftliches Wissen bestimmen die kapitalistische Arbeitswelt und das Freizeit- und Familienleben.

Freilich werden auch Mythen weiterhin erzählt. Sie sind starke Erzählungen, die sich selber nicht begründen müssen, weil sie so selbstverständlich erscheinen. Max Webers berühmte Diagnose der Säkularisierung der Welt kann aber genau so, wie er sie gedacht hat, nämlich als Bedeutungsverlust der Religionen zugunsten der Zweckrationalität, nicht mehr gelten. Der gleichzeitige Aufstieg von Religionen zu Staatsreligionen, die Konjunktur von religiösen Fundamentalismen und Neo-Spiritualismen im Lauf des 20. und frühen 21. Jahrhunderts, aber

auch das Phänomen des Religiösen ohne offizielle Religion und ohne Kirche (Luckmann 1993, Berger 1988, Riesebrodt 2001) sind nicht zu übersehen.

Im Kern des modernen, westchristlichen Familienmythos findet sich, wie in der russischen Puppe, ein Sub-Mythos: der Glaube an die romantische Liebe zwischen Mann und Frau. Er füllt die durch Rationalisierung und Säkularisierung entstandene Sinnlücke in ähnlicher Weise wie religiöse, fundamentalistische und spirituelle Bewegungen.

Um 1800 wird die Liebe der Ehegatten ein zentrales Thema der katholischen Seelsorge. In diesem Kontext erlässt Rom ein Verbot der arrangierten Ehe und der Kinderehe. Die byzantinische Kirche (Ostrom) hingegen hält wie der Islam an beidem fest. Parallel dazu taucht in den literarischen Texten West- und Zentraleuropas das Konzept einer Liebe der heterosexuellen Paare auf, die den geliebten Partner in seiner leiblichen, erotischen, moralischen und intellektuellen Einzigartigkeit preist. Die Erfindung der freien Partnerwahl aus romantischer Liebe und die Anrufung des unteilbaren Individuums gehen Hand und Hand.

Die von großen Erzählungen (*grands récits*) geprägte Moderne kennzeichnet fortan nicht Einheitlichkeit, sondern innere Vielfalt und eine starke sozioökonomische Entwicklungsdynamik. Die kapitalistische Produktionsweise erzeugt neue soziale Klassen, sozialkulturelle Differenzen und ihr angemessene Mentalitäten des Arbeitens, des Konsumierens und auch des Liebens. Der höfische Adel Europas kennt andere Ideale, Symbole und Praktiken der Liebe als die Stadtbürger*innen; und diese

unterscheiden sich in ihren intimen Beziehungen deutlich von den besitzlosen Landarbeitern, Dienstboten und Tagelöhner*innen auf dem Land und vom Proletariat in den Städten (Sieder 2008, 23 ff.; Sieder 2004, 95 ff.).

Das pastorale und literarische Konzept der Romantischen Liebe

Meine kurze Geschichte der romantischen Liebe beginnt mit einer bedeutenden Einschränkung. Längst nicht alle Männer, wohl aber männliche Bürger, Stadtbürger, die eine materielle Grundlage für den Eheschluss haben, sind aufgerufen, als ‚Hausväter‘ alle Angehörigen des Hauses religiös, moralisch und disziplinar zu erziehen und zu überwachen. Es entsteht das nachhaltige Rollenmodell des häuslichen Patriarchen, das ab dem späten 19. Jahrhundert durch Priester, philanthropische Bürger und Sozialdemokraten auch auf die weitgehend besitzlosen Klassen übertragen wird.

Die weibliche Antipodin wird als komplementär konstruiert: Sie steht – von kleinen Geschäften im Handwerker-, Handels und Bauernhaus abgesehen – nicht im kirchlichen oder weltlichen Amt, nicht in der Wissenschaft und nicht unter Waffen. In ihrer subalternen Lage erfährt sie Belehrung und Schutz durch geistliche Herren, Väter, Ehemänner und Brüder. Agenturen, die diese Subjektivierung oder Subjektion (Haug 1987) anleiten, sind vor allem die Beichte und die Kontemplation in den Gemeinschaften der Gläubigen, das Schreiben von Briefen, Tagebüchern und Memoiren, das Lesen schöner Literatur und Poesie, der Besuch der Theater als moralische Anstalt der Stadtbürger*innen oder auch der Sonntagsspaziergang des Ehepaares mit den Kindern. Alois Hahn spricht treffend von

Subjektivierungs-Generatoren (Hahn 2000). Auf diese Weise entsteht eine geschlechtsspezifische Form der ehelichen Liebe, die den Adel imitiert, aber auch gegen dessen frivole, luxurierte Spiele der Liebe entworfen ist. In den ersten literarischen Entwürfen des Bürgertums – etwa in Goethes *Leiden des jungen Werther* (1776) oder in Friedrich Schlegels *Lucinde* (1799) – bleibt die Partner-Liebe in das stadtbürgerliche Haus eingebunden, auch dann, wenn die Liebenden anfangs gegen die ständische Ordnung und Disziplin oder gegen die Einmischung der Eltern rebellieren. Die Leiden der Liebe fördern eine empfindsame Sprache für Introspektion und Innerlichkeit. Das romantische Gefühl ist, wie jedes Gefühl, nicht außerhalb der Sozialökonomie in ihrem jeweiligen historischen Zustand. Mit Niklas Luhmann kann von einer vornehmlich sprachlichen und symbolischen Codierung der Liebe, mit Roland Barthes von einem Liebes-Diskurs gesprochen werden (Luhmann 1983; Barthes 1984). Doch ist zu betonen, dass die sozialen und wirtschaftlichen, herrschaftlichen und politischen Praxisformen als „bürgerliche Vernunft“ in die romantische Liebe Eingang finden – ein Vorgang hoher Raffinesse.

Es wundert nicht, dass der Anfang der bürgerlichen Partnerliebe voller Widersprüche ist. In ihrer ersten, heroischen, religiös und literarisch präsentierten Gestalt irritiert eine junge romantische Liebe die Besitz-Ordnung des bürgerlichen oder adeligen Hauses, ja unter Umständen gefährdet sie bürgerliche Interessen an der bestmöglichen Akkumulation. Darin unterscheidet sich das Bürgertum vom spielerischen Charakter und von der Delikatesse der *galanten* Liebe des höfischen Adels des 17. Jahrhunderts, der über die Ressourcen verfügt, um parallele und

serielle Intimbeziehungen zu führen und schadlos zu überstehen – nicht ohne zahlreiche Opfer unter den Mädchen und Frauen zu hinterlassen (Steigerwald 2001). Im Namen der Liebe werden nun auch im Bürgertum Gedichte gemacht, Duelle ausgefochten, Selbstmorde begangen und Existenzen ruiniert. Schließlich wird der Kompromiss aus wirtschaftlicher Vernunft und romantischer Partnerwahl nur gelingen, indem bürgerliche Eltern darauf verzichten, die Partnerwahl eines Kindes mit Gewalt einzuschränken oder gar zu diktieren, und stattdessen auf die Verinnerlichung der bürgerlichen Vernunft und ein relativ freies Spiel der Liebeswahl in einem sorgfältig sortierten Pool geeigneter Partner*innen zu setzen. Dies entspricht nicht nur dem um 1800 erhobenen Anspruch der jungen, heiratsfähigen Menschen auf relative Autonomie von den Eltern, sondern auch der Moral der westchristlichen Kirchen, die die arrangierte Ehe bekämpfen.

Auch nach ihrer vernünftigen Adaption an das bürgerliche Leben zeitigt die romantische Liebe zivilisatorische Wirkungen: Das in ihrem Namen arrangierte Ehe- und Familienleben erhält darüber eine spezifische Qualität, zumindest dem Anspruch nach: Es soll die Partner individualisieren, regenerieren, Arbeitskraft reproduzieren und neues Leben erzeugen. Im Geist der Epoche soll die Liebe der Frau jene Wunden heilen, die eine agonale Welt der Geschäfte, des Krieges und der Politik den Männern schlägt. Die Liebe des Mannes gilt nach zuweilen stürmischem Beginn der treu sorgenden Ehefrau und Mutter seiner Kinder, während sein sexuelles Begehren immer wieder neue Abenteuer sucht. Wie ich zeigen werde, bleibt dies ein Merkmal der romantischen Liebe bis herauf in die späte Moderne, in der sich

allerdings auch die Sehnsucht der Frauen nach erotisch-sexuellen Beziehungen außerhalb der Ehe formulieren wird. Die romantische Liebe heterosexueller Paare, das bürgerliche Haus und das Patriarchat der Hausväter, materielle und kulturelle Interessen und kapitalistische Zweckrationalität bringen einander hervor, und dies nicht ohne Konflikte.

*

Im Handelskapitalismus und im frühindustriellen Kapitalismus des späten 18. und 19. Jahrhunderts erhalten in weiten Teilen Europas nur Besitzende die von den christlichen Pfarren erteilte Erlaubnis zur kirchlichen Heirat. Nur Männer führen einen großen Handels- oder Industriebetrieb oder eine Bank. Hingegen bleiben besitzlose Männer und Frauen, Burschen und Mädchen vom kirchlichen Ehekonsens und damit vom Ehe- und Familienleben ausgeschlossen. Außerehelich geborene Kinder werden von armen Müttern in Kost gegeben, sterben früh oder bleiben alleinstehend und mittellos. Nur die besitzenden Bürger in den Städten erhalten den Sanctus des christlichen Pfarrers, des Rabbiners oder die Zustimmung der muslimischen Gemeinde. Wollen Frauen und Töchter aus einer für sie nicht zufriedenstellenden oder gewalthaften Ehe ausbrechen, werden sie verstoßen, erkranken oder finden einen frühen Tod wie Henrik Ibsens *Nora* (norw. Ein Puppenheim, 1879) oder Theodor Fontanes *Effi Briest* (1894/95).

*

Der sich nach dem Ersten Weltkrieg auch in Teilen Europas anbahnende *fordistische* Modus der kapitalistischen

Produktionsweise gestaltet den Haushalt, das Paarleben, das Familienleben, die Elternschaft und die Kindheit derart um, dass sie der Produktionsweise bestmöglich nützen. Der häusliche Konsum und die häusliche Erziehung (auch Selbsterziehung) werden zu Promotoren der Arbeitsdisziplin und des Leistungsideals der Hohen Moderne. Bürger-Kinder werden einer sukzessive ausgebauten schulischen, häuslichen und beruflichen Erziehung und Disziplinierung unterworfen. Die solcherart vielfach belehrte, verwaltete, von Priestern und Ärzten beratene und disziplinierte Bürgerschaft zeigt denn auch sehr starkes Interesse an der Kultivierung ihres Paar- und Familienlebens. Sie verbindet damit individuellen Nutzen und kollektive wirtschaftliche und kulturelle Stärke, die sie im bürgerlichen Haus, in der bürgerlichen Wohnung und bei bestimmten Gelegenheiten auch öffentlich gern präsentiert, um die Anerkennung der Gesellschaft zu finden und ihre kulturelle Hegemonie zu rechtfertigen.

Wie Antonio Gramsci 1934 in einer Gefängniszelle des faschistischen italienischen Staates notiert, sieht der sich in Ansätzen bereits fordisierende Kapitalismus der 1920er und 1930er Jahre weiterhin und ohne Alternative die monogame Ehe und die Disziplinierung sexueller Sehnsüchte in der bürgerlichen Ehe vor (Gramsci 1934/1999). Ein neuer, quasi fordistischer Typus der Ehe- und Hausfrau entsteht. Sie wird die maßgebliche Agentin des privaten Konsums und sorgt, zunehmend unter eugenische, priesterliche und fürsorgerische Aufsicht gestellt, für die Gesundheit und Ernährung des Ehepartners und der Kinder. Aus der fordistischen Logik wird die Ehe erstmals als ziviler Vertrag konzipiert und – gegen den Willen der christlichen

Kirchen – rechtlich auflösbar, wenn sie die Erwartungen eines oder beider Ehepartner nicht mehr erfüllt.

Was die Codierung und Praxis der romantischen Liebe betrifft, vollzieht sich in den 1920er Jahren eine Säkularisierung durch die Aufklärungs- und Sexualberatungs-Literatur und neue Institutionen der Ehe- und Sexualberatung. Auch wenn diese in den 1920er und 1930er Jahren vielerorts unter dem Zeichen einer sozialhygienischen, eugenischen und rassenhygienischen Medikalisierung entstehen, also vornehmlich nicht am Individuum, sondern an den Leibern als dem „organischen Kapital“ des Staates interessiert sind (Sieder 2019), wird doch erstmals besprechbar, wozu es zuvor auch im Bürgertum keine gebildeten Worte gab, oder nur heimlich in ordinären Zoten und Witzen zu reden war. Wie es schon Martin Luther von der Ehe gesagt hat, wird auch die Liebe ein „weltlich Ding“. Mann und Frau formulieren für sich den arbeitsmoralischen Auftrag, sich geistig und kulturell in Bezogenheit zu entwickeln und körperlich, psychisch und sexuell bis ins Alter fit zu bleiben. Im Fall der Abnutzung der Beziehung oder massiver Konflikte lösen sie ihre Ehe auf und ersetzen sie durch eine neue Beziehung. Die fordistisch-kapitalistische Produktionsweise wirkt also ab den 1920er Jahren über die neuen Fabrikshallen, Büros, Banken und Großkaufhäuser hinaus. Sie erhöht das Leistungsdenken und den Wettbewerb auf allen Märkten – auch auf dem Markt der intimen und sexuellen Beziehungen.

*

Schon in der fordistischen, aber noch mehr in der postfordistischen oder neoliberalen Produktionsweise wird eine

unerfüllbare Hoffnung rentabel gemacht: Immer öfter und eindrücklicher wird die romantische Liebe (wie auch der von ihr abgezogene, kommerzialisierte Sex) in Virtualisierungen und medialen Surrogaten konsumiert (Illouz 1997). Schon als Jugendliche lernen die Spätmodernen eine medial simulierte Liebe zu lieben, eine Vorstellung von der Liebe, den kulturindustriellen Artefakt.

Sozialpsychologie und Soziologie beschreiben um 1950 erstmals einen mehrstufigen ‚Umbau‘ des modernen Menschen. Vereinfachend lässt sich ihr Befund so zusammenfassen: Auf den ‚traditionsgeleiteten‘ Menschen der Vormoderne folgen in der frühen Moderne (ab ca. 1800) die zunehmend ‚innengeleiteten‘ Stadtbürger*innen, von denen sich ab dem späten 19. Jh. die ‚außengeleiteten‘ Menschen der westlichen Hochmoderne, und etwa ab den 1980er Jahren die zunehmend ironischen, selbstdisziplinierten Menschen der Spätmoderne unterscheiden (ich folge hier teilweise Riesman 1958). Den außengeleiteten Menschen der westlichen Hochmoderne erscheinen die wissenden Autoritäten und die massenmedial wirksamen Vorbilder maßgeblich und unübertrefflich. Den sich selbst erziehenden, teilemanzipierten, sich aber auch unterwerfenden Menschen der Spätmoderne hingegen wird die Realisierung des fordistischen und postfordistischen Selbstentwurfs als leistungsfähiger Produzent und Konsument auch zu einem intrinsischen Motiv und einer Lebensaufgabe. Weichen sie von ihren normativen Vorstellungen und Ordnungen ab, entstehen Ängste und Unsicherheiten. Die leitende Autorität ist nicht mehr ein außenstehender, übermächtiger Patriarch (der Vater, der Ehemann, der Priester, der politischer Führer usw.), die leitende

Autorität ist weitgehend verinnerlicht, eine Instanz des Selbst. Schon die Begründer der Sozialpsychologie, die Erfinder des sozialen Konstruktivismus und die Denker der Kritischen Theorie diagnostizieren in den 1960er und 1970er Jahren den langen Übergang zu einem sich selbst emanzipieren wollenden und sich doch unterwerfenden *Selbst*. Vor allem Herbert Marcuse betont die *manipulative* Kraft der kapitalistischen Kulturindustrie (Marcuse 1967/2014); sie lasse die Menschen Kulturelles und Materielles konsumieren, eine kleine Freiheit fühlen oder gar eine begrenzte Befreiung (Emanzipation) aus überwindbaren Zwängen erlangen. Und so werden sie, wie sie werden sollen.

Im Übergang zur Spätmoderne vollziehen sich weitere Veränderungen der *Selbstunterwerfung und Emanzipation* (Eribon 2017, 38). So wird das Beziehungs- und Liebesleben experimenteller, riskanter und gewissermaßen auch rücksichtsloser. Mehr denn je zählt die Akkumulation von stets knappen Ressourcen und Kapitalien als begehrenswert. Die Spätmodernen geben ‚verbrauchte‘ Beziehungen früher auf und starten nach Phasen der sorgfältigen und auch kritischen Suche (zuletzt per Logarithmen der EDV-gestützten Partnervermittlung, die die Passung gleichsam mathematisch erzeugen soll) in eine neue Liebesbeziehung. Mit einer neuen Beziehung wechseln sie oft auch den Wohnort, die Frisur, die Kleider, das Lieblingslokal. Die vergleichsweise noch beständigste primäre Beziehung zwischen Eltern und Kindern wird unter diesen Umständen schwieriger und bedarf vermehrt der psychotherapeutischen Beratung.

Das auf diese Weise zunehmend marktförmig und marktgerecht

werdende Beziehungs-Selbst ist zu einer neuen Selbst-Verpflichtung in einer neuen Liebe bereit. Erfordert oder begünstigt also die *condition postmoderne*, die Lyotard in seinem Bericht an den Universitätsrat der Regierung von Québec (Lyotard 1979/1994) als eine neue, wie er es nannte, „postmoderne“ Kondition des Wissens und der Bildung beschrieb, auch eine Umcodierung der Liebe?

*

Seit etwa drei oder vier Jahrzehnten wird über die Liebe ironisch und zuweilen auch skeptisch gesprochen, in der Literatur, auf dem Theater und in der Popkultur, im Alltagsleben und in den Beziehungen selbst. Gut zweihundert Jahre nach Goethes *Leiden des jungen Werther* ist in den Momenten affektiven Überschwangs und sexuellen Begehrens, in denen ein Mann einer Frau, und auch anders herum „ewige Liebe“ schwören, allen klar, dass dies ein schönes, aber unmögliches Versprechen ist. Umberto Eco schreibt unübertrefflich im Nachwort zu seinem Roman „Im Namen der Rose“:

„Die postmoderne Haltung erscheint mir wie die eines Mannes, der eine kluge und sehr belesene Frau liebt und daher weiß, dass er ihr nicht sagen kann ‚Ich liebe dich inniglich‘, weil er weiß, dass sie weiß (und dass sie weiß, dass er weiß), dass genau diese Worte schon, sagen wir, von Liala geschrieben worden sind. Es gibt jedoch eine Lösung. Er kann ihr sagen: ‚Wie jetzt Liala sagen würde: Ich liebe dich inniglich.‘“ (Eco 1986, 78 ff.).

Durch die ironische Brechung des Liebes-Codes gewinnt die Kommunikation der Liebenden eine Meta-Ebene hinzu. Auf ihr

lässt sich besprechen, worauf man hoffen kann und es in seiner Erfüllbarkeit bezweifeln muss. Die Gleichzeitigkeit der Hoffnung und des Zweifels wird zum Markenzeichen der spätmodernen Kondition des Wissens und Fühlens. Wie Eco klarmacht, geht es um ein neues Wissen und Sprechen über die Liebe und das sexuelle Begehren. Entgegen einer derzeit sich offenbar verbreitenden Deutung (u.a. Kakutani 2018) hat die von Lyotard benannte postmoderne Kondition des Wissens mit den Trumpschen Lügen und Fake News wenig zu tun. Im Feld der Liebe und des sexuellen Begehrens bewirkt dieses Wissen sogar das Gegenteil: eine neue Form der intellektuellen Redlichkeit und der relativen, bestmöglichen Ehrlichkeit sich selbst gegenüber auf einem seit Jahrhunderten von Lüge und Selbst-Täuschung beherrschten Terrain. Den hier noch möglichen Liebes-Code bezeichne ich als Code der „skeptisch-romantischen Liebe“ (Sieder 2008, 23 ff.).

Freilich ist die ironische Rede über die Liebe nicht uniform, sie wird ja auch nicht von einem Dirigenten geleitet, sondern nährt sich aus vielen individuellen und subjektiven Enttäuschungen. Die Enttäuschten reagieren unterschiedlich und paradox: Weil sie für sich erhoffen, was sie doch bezweifeln müssen, feiern sie den Beginn einer nächsten, neuen Liebe und inszenieren ihre erste wie ihre dritte oder fünfte Hochzeit als ein üppiges, neo-romantisches Fest.

Während frühere Generationen aus der Verliebtheit mit der Zeit nahezu wie von selbst in ein weniger aufgeregtes Zusammenleben gefunden haben, wählen Menschen der Spätmoderne die durch ehe- und familienrechtliche Reformen

leichter gewordene, doch in jeder Hinsicht kostspielige Trennung. Dies erhöht die Lebenskosten, aber auch die Illusion eines trotz aller Schwierigkeiten irgendwie freier gewordenen Lebens.

Menschen der westlichen Spätmoderne verzeichnen ihre Erfahrungen in einem kaum mehr aufgeschriebenen, sondern medial leicht veränderbaren, oralen und visuellen Narrativ. Der Auftrag, *die Gleichen* zu bleiben, ist ihnen erlassen. *Dieselben* sollen sie bei steter Veränderungs- und Lernbereitschaft sein. Biographische Interviews zeigen denn auch die Neuentwürfe der Beziehungen nach der letzten Trennung oder Scheidung in den hier beschriebenen Mustern (Sieder 2008). In Analogie zu vergleichbaren Phänomenen in Architektur, Philosophie und Literatur in den 1970er und 1980er Jahren (Welsch 1991) kann das auch eine *postmoderne* Re-Codierung der Liebe und des sexuellen Begehren genannt werden. ‚Postmodern‘ im präzisen Sinne Lyotards sind die (kulturellen) Textierungen, Symbolisierungen, Interpretationen und Visualisierungen.

Jene virtuelle Schließung des bürgerlichen Lebenslaufs, der noch eine dauernde Selbst-Entfaltung vorsah und eine behutsame Näherung an den eigenen Tod, zerfällt in eine Serie mehr oder minder gleichwertiger Episoden mit Lebensabschnitts-Partnern und weiteren, mehr oder weniger nahestehenden Sexualpartnern. Die Ironie, die in eine vor gut zweihundert Jahren so ernst gemeinte Sache eingekehrt ist, dürfte also doch mehr sein als eine kurzlebige Mode. In einem postfordistischen Sinn ist sie beziehungs- und trennungsfunktional. Sie führt zu einem höheren Umsatz in den Betten und hält die Subjekte in mehr oder minder

aufgeregter Selbst-Veränderung, wenn auch mit der Gefahr, dass sexuelle Übersättigung eintritt – oder soziale Ermattung. Ein Teil der Spätmodernen zieht sich schon in jungem Alter in den *chastity underground* zurück, wovon die empirische Sexualforschung seit Jahren zu berichten weiß (Sigusch 2005).

Nicht selten löst der Anfang einer neuen Liebe das abrupte Ende einer „vor der Zeit“ gealterten Liebe aus. Die Verwandlung des geliebten Menschen in einen wenig geschätzten, ja oft dämonisierten Anderen verblüfft die Beteiligten selbst. Sie lernen, mit dem wiederholten Verlust von Liebe umzugehen, ohne das Konzept der romantischen Liebe selbst abzuwerten oder gar für immer zu verwerfen. Eine nicht unbedingt faire Alternative ist, statt der romantischen Liebe den Partner, die Partnerin abzuwerten, ja zu dämonisieren. Auf die bodenlose Idealisierung des oder der Geliebten folgt die bodenlose Entidealisierung jenes Menschen, der sich angeblich zu seinem Nachteil verändert habe (Eiguer u. Ruffiot 1991). Dies ist insofern abermals ‚produktiv‘ im fordistisch oder postfordistisch gewendeten Sinn, als es den gnadenlosen Kampf der Getrennten um Eigentum und materielle Interessen erst möglich macht.

*

Auf der spätmodernen Stufe der Kommodifizierung der romantischen Liebe wird diese nicht nur zu einem offenen und drängenden Wunsch. Es entsteht auch Kritik oder Skepsis diesem Wunsch gegenüber. Die Bereitschaft zu Kompromissen, zu Rollendistanz, Empathie und Ambiguitätstoleranz sinkt. Das aber

sind (oder wären) Fähigkeiten, um den subjektiven Belastungen, dem erhöhten Leistungsdruck, der verschärften Konkurrenz und dem selbst auferlegten Erfolgsdruck einigermaßen standzuhalten (Krappmann 2005, 133 ff.). Übrigens geht es nicht nur der romantischen Liebe schlecht. Auch Freundschaften leiden, auch sie werden rascher vernutzt und beruflich oder geschäftlich instrumentalisiert. Karl Marx sagte es voraus: Nach und nach werden *alle* sozialen Beziehungen der Logik des Kapitals und dem Zwang zum sozialökonomischen Erfolg subsumiert werden. Es scheint so gekommen zu sein.

*

Irgendwann, freilich, werden auch die Spätmodernen müde und wollen sich zur Ruhe setzen. Bis dahin aber leben sie offen oder heimlich sukzessiv polygam, oder aber, vor allem als moralisch besorgte Jugendliche, im *chastity underground*. Andere haben trotz aller Wiederholung wenig Schwierigkeiten, die Schmetterlinge im Bauch nochmals (ein nächstes, vielleicht ein letztes Mal...) zum Fliegen zu bringen. Das Imaginäre an der Liebe, die Sehnsucht nach ihr, wird weiterhin von den massenmedialen Diskursen genährt (Illouz 1997). Daran ändern auch ironische oder skeptische Zwischentöne nur wenig. Was man in seiner Realisierbarkeit bezweifelt, wird eher noch mehr begehrt. Das Virtuelle und Imaginäre ist eine originäre, sozialökonomisch produktive Kraft und keineswegs nur die ideologische Spiegelung des Materiellen (Castoriadis 1990).

Nach und nach verlor die romantische Liebe etwas von ihrer Magie. Sie wurde vom Schicksal zum Spiel, das man ernstnehmen kann, aber nicht muss, das man schelmisch oder

listig oder mit Hintergedanken betreiben kann, oder auch ganz lassen mag. Die Idee, dass es für alles eine Lösung gebe, die man üben und lernen kann, ruft eine, wie es scheint, wachsende Zahl von Coaches und Psychotherapeut*innen auf den Plan: Das Beziehungsleben und die Elternschaft, auch Kindheit und Jugend werden in der späten Moderne Teil der *Therapy Culture* (Furedi 2004; Illouz 2011).

Die Redeweisen der Therapeut*innen ziehen in die intimsten Streitgespräche der Paare und der Eltern und Kinder ein. Das spätmoderne, sich selbst emanzipierende und unterwerfende Subjekt (Sieder 2021) ist aber auch sein eigener Psychotherapeut. Viele spüren und erleben, dass im Bereich der sozial-sexuellen Beziehungen und der Elternschaft einiges zu lernen und zu verändern ist. Die Fähigkeit, nachhaltiger zu lieben, ohne den geliebten Menschen besitzen oder gar einsperren zu wollen, ist beispielsweise ein relativ junges Lehr- und Lernziel: Es lässt sich auf Beziehungspartner*innen ebenso anwenden wie auf das leibliche oder das adoptierte Kind. Es ist fordistisch *und* liberal.

Dem entsprechen in etwa auch die Angebote der Paar-, Familien- und Sexualtherapeuten (Clement 2004; Schnarch 2007). Sie sind noch fordistisch getönt, und das ist kein historischer Irrtum, sondern eine späte Folge der nachhaltigen Medikalisierung des Sozialen in der Hohen Moderne: Es komme auf die richtige Technik und auf mehr Wissen, letztlich auf (Selbst-)Kontrolle und die wissenschaftlich basierten Ratgeber an. Manche Therapeuten (interessanter Weise sind es meist Männer) rufen zu Bescheidenheit auf, andere empfehlen die Rückkehr zur Treue (Willi u. Limacher 2005; Retzer 2004 u. 2009). Pragmatische

Therapeuten glauben an mehr Beständigkeit in der Ehe, aber auch an psychohygienische Effekte des Seitensprungs; denn der könne dazu beitragen, die Ehe auszuhalten – ein nicht ganz neues Modell. Neu ist aber, dass nicht nur der Mann, sondern auch die post-fordistische Frau, kaufkräftig und erwerbstätig, zum Seitensprung animiert wird. Die Vielfalt und zuweilen auch die Widersprüchlichkeit der psychotherapeutischen oder journalistischen Angebote ebenso wie die zunehmend ironische, zuweilen auch zynische Darstellung der neuen Freiheiten in TV-Serien und Spielfilmen zeigen die durchwegs offener gewordene Codierung von Liebe und die Verabschiedung jeder transmontanen Beziehungs-Moral. Situative Verhandlungs-Moral, Taktik und Strategie, Akkumulation, Optimierung im Zweck-Mittel-Verhältnis sollen nun auch in den privaten, intimen und sexuellen Beziehungen gelten.

Zitierte Literatur

Barthes Roland, Fragmente einer Sprache der Liebe, 3. Auflage, Frankfurt/M. 1984.

Berger Peter L., Zur Dialektik von Religion und Gesellschaft. Elemente einer soziologischen Theorie. Aus dem Amerikanischen von Monika Plessner, Frankfurt/M. 1988.

Castoriadis Cornelius, Gesellschaft als imaginäre Institution., Entwurf einer politischen Philosophie. Übersetzt von Horst Brühmann, Frankfurt/M.1990.

Clement Ulrich, Systemische Sexualtherapie, Stuttgart 2004.

Eco Umberto, Postmodernismus, Ironie und Vergnügen, in: ders., Nachschrift zum „Namen der Rose“, München 1986, 78 ff.

Eiguer Alberto, André Ruffiot, Das Paar und die Liebe. Psychoanalytische

Paartherapie, Stuttgart 1991.

Elias Norbert, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische u. psychogenetische Untersuchungen, Bd. 1, Frankfurt/M. 1976.

Furedi Frank, Therapy Culture. Cultivating vulnerability in an uncertain age, London u. New York 2004.

Gramsci Antonio, Gefängnis Hefte, Band 9, Zweiundzwanzigstes Heft (V), 1934. Amerikanismus und Fordismus, Hamburg 1999, 2061-2102. §§ 1-16.

Hahn Alois, Konstruktionen des Selbst, der Welt und der Geschichte. Aufsätze zur Kultursoziologie, Frankfurt/M. 2000.

Haug, Wolfgang Fritz, Die Faschisierung des bürgerlichen Subjekts. Die Ideologie der gesunden Normalität und die Ausrottungspolitiken im deutschen Faschismus, Berlin 1987.

Illouz Eva, Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus, Frankfurt/M. 1997.

Illouz Eva, Die Errettung der modernen Seele: Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe, Frankfurt /M. 2011.

Kakutani Michiko, The Death of Truth, London 2018.

Krappmann Lothar, Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen (1969), 10. Auflage, Stuttgart 2005.

Luckmann Thomas, Die unsichtbare Religion. Mit einem Vorwort von Hubert Knoblauch, 2. Auflage, Frankfurt/M. 1993

Luhmann Niklas, Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität, 2. Auflage, Frankfurt/M. 1983.

Lyotard Jean-François, La condition postmoderne, Paris 1979; deutsch: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, Wien 1994.

Marcuse Herbert, Der eindimensionale Mensch. Studien zur Ideologie der fortgeschrittenen Industriegesellschaft (1967). Hg. v. Peter-Erwin Jansen, Springe 2014.

Retzer Arnold, Systemische Paartherapie. Konzepte – Methode – Praxis, Stuttgart 2004.

Retzer Arnold, Lob der Vernunftfehe. Eine Streitschrift für mehr Realismus in der Liebe, Frankfurt/M. 2009.

Riesebrodt Martin, Die Rückkehr der Religionen. Fundamentalismus und der „Kampf der Kulturen“, 2. Auflage, München 2001.

Riesman David, Nathan Glazer, Reuel Denney, *The Lonely Crowd. A Study of the Changing American Character*, 1950, deutsch: *Die einsame Masse*, Reinbek 1958.

Schnarch David, *Die Psychologie sexueller Leidenschaft*, Mit einem Vorwort von Jürg Willi, 4. Auflage, Stuttgart 2007.

Sieder Reinhard, *Von der romantischen Liebe zur skeptischen Liebe?* in: ders., *Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften*, Wien 2004, 167-209.

Sieder Reinhard, *Patchworks – das Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder*. Mit einem Vorwort von Helm Stierlin, Stuttgart 2008.

Sieder Reinhard, *From Patriarchy to New Fatherhood. Private family life and modernization in 20th century's Austria*. Überarbeitet als [PDF Download](#) auf der Website reinhard-sieder.at.

Sieder Reinhard, *Von Patriarchen und anderen Vätern. Männer in Familien nach Trennung und Scheidung*, in: Franz X. Eder, Hg., *Im Inneren der Männlichkeit*, OeZG 11 (2000), H. 3, 83–107.

Sieder Reinhard, *Subject / Subjectification*, als [PDF Download](#) auf der Website reinhard-sieder.at.

Sigusch Volkmar, *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*, Frankfurt/M. u. New York 2005.

Steigerwald Jörn, *Um 1700. Galanterie als Konfiguration von Préciosité, Libertinage und Pornographie. Am Beispiel der Lettres portugaises*, in: Thomas Borgstedt u. Andreas Sobach, Hg., *Der galante Diskurs. Kommunikationsideal und Epochenschwelle*, Dresden 2001, 275-304.

Weber Max, *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*, hg. v. Johannes Winckelmann, 5. revidierte Auflage, Tübingen 1972.

Welsch Wolfgang, *Unsere postmoderne Moderne*, 3. durch-gesehene Auflage, Weinheim 1991.

Willi Jürg u. Bernhard Limacher, Hg., *Wenn die Liebe schwindet. Möglichkeiten und Grenzen der Paartherapie*, Stuttgart 2005.